

LENKA  
HORŇÁKOVÁ-CIVADE  
Das weiÙe Feld



LENKA  
HORŇÁKOVÁ-CIVADE

# Das weiße Feld

Roman

Aus dem Französischen von  
Hanna van Laak

Blessing

Originaltitel: *Giboulées de Soleil*  
Originalverlag: Alma Éditeur, Paris

Der Verlag weist ausdrücklich darauf hin, dass im Text enthaltene externe Links vom Verlag nur bis zum Zeitpunkt der Buchveröffentlichung eingesehen werden konnten. Auf spätere Veränderungen hat der Verlag keinerlei Einfluss. Eine Haftung des Verlags ist daher ausgeschlossen.



Verlagsgruppe Random House FSC® N001967

1. Auflage, 2017  
Copyright © 2014 by Alma Éditeur  
Copyright © 2017 by Karl Blessing Verlag, München,  
in der Verlagsgruppe Random House GmbH,  
Neumarkter Str. 28, 81673 München  
Umschlaggestaltung: Geviert Grafik & Typografie, München  
Satz: Leingärtner, Nabburg  
Druck und Einband: GGP Media GmbH, Pößneck  
Printed in Germany  
ISBN: 978-3-89667-582-8

[www.blessing-verlag.de](http://www.blessing-verlag.de)

*Für Éllée und Alexandre*  
*Für Jean-Louis*



BUCH I  
MAGDALENA





Meine Mutter wusste es als Erste. Tief in mir ahnte ich es auch, wollte es jedoch nicht wahrhaben. An einem Sonntag beobachtete sie mich, während ich meinen Koffer packte. Ich hatte wohl eine umständliche Bewegung gemacht, eine andere Haltung angenommen als gewöhnlich, mich sonderbar gekrümmt. Da stieß meine Mutter einen Entsetzensschrei aus und riss mir den Koffer aus den Händen. Wie ein Stier vor dem Angriff postierte sie sich vor mir und befahl mir: »Zieh dich aus!«

Ich gehorchte. Jedoch zu langsam für ihren Geschmack.

Sie zerriss beinahe meinen Rock, während sie an ihm zerrte, zog meine Strumpfhose herunter. Meinen Slip ebenfalls.

Sie legte eine Hand unten an meinen Rücken und die andere auf meinen Bauch und drückte dann. Nicht fest. Sie tastete, ihre Hand bewegte sich sanft, wie eine Welle. Sie konzentrierte sich einen kurzen Moment lang. Und dann befahl sie mir:

»Leg dich hin.« Und nach einer Weile noch einmal: »Leg dich hin, hab ich gesagt!«

Als ich mich immer noch nicht vom Fleck rührte, half sie nach und schubste mich mit der Hand gegen meine Brust nach hinten, so dass mir nichts anderes übrig blieb, als ihr Folge zu leisten und mich hinzulegen. Schweiß trat mir auf die Stirn, und ich hörte mein Herz schneller schlagen.

Sie wischte sich die Hände an einem Tuch ab, das sie um die Taille gebunden hatte. Und dann untersuchte sie mich, so wie sie es schon mit unzähligen Frauen vor mir gemacht hatte.

Ich biss auf die Zähne. Ich presste die Schenkel zusammen, ich zwang ihre Hand hinaus und bedeckte dann mit meinen Händen meinen Bauch, der schließlich mir, mir allein gehörte.

»Ungefähr im März wird es soweit sein. So ein Irrsinn.«

Für mich war es unmöglich zu entscheiden, ob diese Bemerkung auf mich gemünzt war, auf das ungeborene Kind oder einfach auf das Leben im Allgemeinen. Wie auch immer: Es war genau das eingetreten, was sie mehr als alles andere fürchtete: Ihre Tochter war schwanger mit einem unehelichen Kind.

Meine Mutter atmete schnell, ihr Gesicht war weiß, ihre Züge wie mit der Axt gemeißelt, der Mund ein schmaler Strich. Jeder Versuch, sie zu beschwichtigen, schien mir aussichtslos. Aufrecht und starr trat sie zwei Schritte zurück.

»Und?«, fragte sie.

Instinktiv schlang ich die Arme um meine Knie, die ich bis zum Bauch hochgezogen hatte. Zusammengekrümmt ertrug ich ihren bohrenden Blick besser.

»Ich werde es behalten.«

Zu meiner Überraschung wirkte sie erleichtert. Ich glaube, sie war es wirklich.

Bestärkte mein Entschluss sie in ihrer eigenen Entscheidung, die sie zwanzig Jahre zuvor getroffen hatte? Zum ersten Mal kam es mir so vor, als würden unsere beiden Leben sich überlagern, eines auf dem Hintergrund des anderen stattfinden und nicht eines nach dem anderen. Im Grunde meiner Seele hatte ich soeben die Antworten auf all jene Fragen erhalten, die ich ihr nie zu stellen gewagt hatte. Sie hätten mich verletzt, schon ihr bloßer Nachhall in meinem Kopf war schmerzhaft; sie hätten mir schrecklich wehtun können, wenn sie laut ausgesprochen worden wären.

»Es ist ein Kind der Liebe!«

»Das kannst du gerne glauben, wenn du willst, aber außer dir wird es niemanden interessieren. Dessen kannst du dir sicher sein, «erwiderte sie. »Für den Rest der Welt wird dieses Kind einfach ein weiterer Bastard sein.«

Ein Bastard.

Wie ich.

Ihre Miene verhärtete sich erneut. Man hätte glauben können, dass ich diesen Moment der Gnade, des beinahe Verstehens zwischen uns nur geträumt hatte. Aber nein, ich hatte nicht geträumt. Momente der Gnade sind so, flüchtig und ungreifbar. Man muss an sie glauben und an ihre Existenz, die so kurz währt, dass sie im ganzen Körper einen bitteren Nachgeschmack hinterlässt. Eben dieses Gefühl, dieses Nachtrauern ist der Beweis für ihre Existenz.

Ein Hauch von Schuldbewusstsein flog über das Gesicht meiner Mutter. Schuldig weshalb? Weil sie sich hatte überrumpeln lassen, eine Schwäche gezeigt hatte, eine Zärtlichkeit, ein Mitgefühl, eine Ahnung von Liebe? Oder weil sie mich nicht vor meinem eigenen Körper hatte schützen können, vor diesem Verlangen, das sie kannte? Wohl eher Letzteres. Angesichts ihrer Lust, mir in meinem Bauch wehzutun, war ich mir dessen sicher.

Und was nun?

Ich werde in ihre Fußstapfen treten, ich werde zu meinem Fehler stehen, so wie sie zu ihrem gestanden hatte.

**A**lles hatte vor langer Zeit begonnen. Mit einem Schrei. »Hören Sie auf! Hören Sie endlich auf, dieser Kuh nachzulaufen! Sie wird noch auf der Stelle Butter produzieren!« Selten habe ich so laut geschrien.

Der Mann schwankte und stolperte immer wieder. Zögernd setzte er einen Fuß vor den anderen. Er überlegte, als müsste er erst nachdenken, bevor er sich in Bewegung setzen konnte.

Die Kuh hatte in respektvollem Abstand vor ihm haltgemacht. Sie stand ihm gegenüber und neigte ihm neugierig den Kopf entgegen. In dieser Haltung kann ein solches Tier bedrohlich wirken, zumindest auf einen Mann, der sich mit Kühen überhaupt nicht auskennt. Das traf ganz offensichtlich auf ihn zu. Ich fragte mich, was er als Nächstes tun würde. Menschen, die sich in Gefahr glauben, sind immer unberechenbar. Er könnte einen Satz nach vorne machen, sich im Kreis drehen oder stundenlang wie festgewachsen stehen bleiben.

Also schrie ich jetzt noch lauter als zuvor: »Hören Sie auf, sie zu reizen!«, während ich auf ihn zulief.

Er fuhr hoch und drehte sich um sich selbst, bevor er abrupt innehielt. Jetzt erkannte ich ihn. Aber zuerst musste ich mich um die Kuh kümmern. Mit den Fingern packte ich den Saum meines zerknitterten Rocks, zog ihn in seiner ganzen Breite wie einen Fächer auseinander und postierte mich zwischen dem Mann und

der Kuh. Sie hob den Kopf, meine Stimme beruhigte sie. Es war die junge Kuh, deren Fell ein glänzendes und weiches Braun hatte, eine meiner Lieblingskühe.

»Komm her, meine Kleine, hü, hü! Ganz ruhig, so ist es gut, geh zu deinen Freundinnen, hü, hü!«

Die Schöne mit dem braunen Fell veränderte ihre Stellung und schritt gemächlich zu den anderen am Bach unten hinab. Recht so.

Und in diesem Moment fiel mir auf, dass der Mann Kuhaugen hatte. Nie zuvor hatte ich solche Augen gesehen, schon gar nicht bei einem Mann. Rund und blau ... was für eine Farbe, dieses helle Blau.

»Ich laufe niemandem hinterher, sie verfolgt mich«, sagte er, während er lächelnd sein Hemd glatt zog. »Es ist lange her, dass ich zum letzten Mal zu Hause war«, fuhr er fort und blickte dabei der Herde nach, die sich entfernte. »Arbeiten Sie für uns?«

Es war das erste Mal in meinem Leben, dass man mich siezte. Zuerst dachte ich, dass jemand hinter mir stand, und hätte mich beinahe umgedreht. Aber da waren nur die Kühe, das wusste ich genau.

Natürlich arbeitete ich in diesem Haus, dem größten und reichsten im ganzen Dorf. Mit seiner Mühle und seiner Keksfabrik war es mit Abstand das schönste Gehöft in der Gegend. Es lag außerhalb der Ortschaft. Normalerweise befinden sich die Bauernhöfe in der Mitte des Tals, aber dieser befand sich oberhalb davon. Die Gebäude bildeten ein Geviert, das schöne holzgeschnitzte Tor schloss den Hof ab, dem Tor gegenüber befand sich das Haupthaus und an den Seiten die Ställe und Schuppen. Vierseithöfe waren in dieser Gegend eine Seltenheit, die meisten waren L-förmig angelegt. Die Mühle lag weiter unten am Bach.

Man hatte mich hierhergeschickt, weit weg von meinem Zuhause, von meiner noch kleinen Schwester, damit ich meinen Lebensunterhalt verdiene. »Du wirst im Trockenen schlafen,

ausreichend zu essen bekommen, dich waschen können, und man wird dich nicht schlagen.« So hatte Aloïs mein zukünftiges Leben zusammengefasst, als er mich fortschickte, zum Teil, um mich zu trösten, vor allem aber, damit ich mich damit abfand, dass ich Marie, meine Mutter und seine Frau, verlassen musste. Es war seine Entscheidung gewesen, mich in einem anderen Ort arbeiten zu lassen. Dennoch bin ich auch nach dem Tod von Aloïs auf diesem großen Gehöft oberhalb des Tals geblieben. Inzwischen, nach fast vier Jahren, hatte ich hier auch etwas zu sagen. Ich kümmerte mich um die Kühe und die Hühner und half in der Küche.

Die Kühe sammelten sich weiter unten auf der Wiese, wo am Rand des Ulmen- und Pappelwäldchens ein Bach floss. Dort fanden sie Schatten und Kühle, und das Gras war an dieser Stelle noch einigermaßen grün.

Ich betrachtete sie und dachte bei mir, dass ich diese Kühe liebte: Zwar gehörten sie mir nicht, dennoch nannte ich sie gern »meine Kühe«. Ich hütete und molk sie, manchmal half ich ihnen bei der Geburt. Ich streichelte sie, tätschelte freundlich ihre Flanken, ihren Rücken, ihren Hintern. Sie mögen die Berührung von Menschen. Und ich sprach auch mit ihnen. Sie erkannten die Stimmen, vor allem meine, dann die des Gutsherrn. Es war kein Wunder, dass die Jüngste Angst vor dieser unbekanntem Stimme hatte. Es war die Stimme vom Sohn des Gutsherrn, und es war wirklich das erste Mal, seitdem ich hier arbeitete, dass ich ihn leibhaftig zu sehen bekam. Er lebte in der Stadt. In Wien. Er hätte auch in Brno wohnen können, das war viel näher, oder in Prag, unserer Hauptstadt. Aber nein, er lebte auf der anderen Seite der Grenze, in Wien, im Ausland. Auch wenn Wien alles andere als weit entfernt ist.

Ich musterte ihn heimlich, während ich mich vergewisserte, dass mit den Tieren alles in Ordnung war.

Der junge Mann mit den Kuhaugen trug einen Stadtanzug, ein weißes Hemd, eine schwarze Hose mit scharfen Bügelfalten und um die Taille einen Gürtel mit einer hübschen silbernen Schnalle. Und seine Lederschuhe waren fein und makellos poliert. Mitten auf dem Land wirkten sie ein wenig wie das Haar in der Suppe, wie Alois sagen würde, aber sie standen ihm einfach ausgezeichnet.

Gern wäre ich näher an ihn herantreten, um zu sehen, ob die Stadt Spuren in ihm hinterlassen, ihm ihren Stempel aufgedrückt hatte. Ich vermutete, dass sie vielleicht Fragmente von sich in ihm deponiert, ihren Geruch an seine maßgeschneiderte Kleidung geheftet hatte. Diese Vorstellung verschaffte mir die Illusion, ich selbst könnte auch wieder dorthin zurückkehren, wenn ich mich ihm nur nähern würde.

Aber das wiederum traute ich mich nicht.

Manche Leute hier sagten: »In Wien zu leben, was für eine komische Idee!« Niemals hätten sie, so beteuerten sie, mit einem solch schönen Haus, einem so schönen Hof ihren Sohn zum Studieren fortgeschickt. Der Sohn des Bauern täte besser daran zu lernen, wie man das Gut bewirtschaftet, das war es, was sie dachten. Aber wenn man sah, wie hilflos er hinter den Kühen herlief, dann hatten Feldmann und seine Frau gut daran getan, ihn studieren zu lassen. Wie kopflos er vor- und zurückrannte! Ja, er hatte tatsächlich Angst vor meinen Kühen. Und dann seine Hände, so fein, so weiß! Er hätte weder die Maschinen der Keksfabrik seines Vaters noch die landwirtschaftlichen Geräte am Laufen halten können.

Er fragte mich nach meinem Namen. Er sprach mit dem reizenden Akzent der Großstadt. Man kann sich schon wegen weniger in einen Mann verlieben. Ich wusste, dass er Josef hieß. Den Namen seiner Schwester kannte ich nicht, alle Welt nannte sie nur Fräulein.

»Magdalena«, antworte ich schließlich.

»Magdalena, Mada, Madina. Sie lächeln, Magdalena, also glauben Sie mir nicht. Aber ich versichere Ihnen, dass die Kühe mir nachlaufen«, sagte er gut gelaunt.

Natürlich glaubte ich ihm nicht. Das waren friedliche Tiere, die niemanden verfolgten. Ich wusste mehr über die Kühe als er, und ich wusste auch mehr über ihn als er über mich. Schließlich wurde auf dem Hof ständig über ihn und seine Schwester geredet. Herr Feldmann junior hier und Fräulein Feldmann da. Wir alle waren im Bilde, wie wunderbar sie waren und wie sehr sie ihrer Mutter fehlten. Er dagegen hörte nie ein Wort über mich, wenn seine Mutter ihn in Wien besuchte. Man spricht mit seinen Kindern nicht über seine Hausangestellten, höchstens um sich über sie zu beklagen. Wenn er mich noch gar nicht kannte, so bedeutete das also auch, dass ich keine Probleme machte.

Auf dem großen Büfett in der Küche standen viele Fotografien. Auf den meisten waren die Kinder der Familie von frühester Kindheit bis heute zu sehen. Die neuesten sind sehr schön, in Farbe. Ich staube sie regelmäßig ab.

Zwei Geschöpfe, die einander ähneln und doch so verschieden sind. Josef hat blondes Haar von der Farbe reifen Weizens, er ist, ja, wirklich, größer als sein Vater. Seine Schwester ist ihrer Mutter wie aus dem Gesicht geschnitten. Ihr schwarzes Haar glänzt wie das Federkleid von Raben. Ihre Haut schimmert ganz weiß. Sie ist schlank, hochgewachsen und biegsam. Nur an ihrer Augenfarbe errät man, dass sie und Josef Zwillinge sind. Auch das Fräulein hat diesen erstaunlichen blauen Blick. Einen gemeinen Blick.

Er hat Kuhaugen, sie einen gemeinen Blick. Bei ihrem Blau läuft es einem kalt den Rücken herunter, während er den Sommerhimmel in den Augen hat.

Das sind sie also, die Kinder meiner Dienstherren, die schönsten im Dorf, aus der reichsten Familie in der Gegend. Sie werden auch die gebildetsten sein, denn sie studieren in Wien.



Jan, der schon viel länger als ich auf dem Hof arbeitete, hatte mir erzählt, dass die Kinder während des Kriegs in sehr jungen Jahren in ein Internat in der Schweiz geschickt worden waren. Von dort waren sie direkt zum Studieren nach Wien gezogen. Die Eltern besuchten sie regelmäßig, meistens reiste die Gutsherrin allein nach Wien. Sie nutzte die Gelegenheit, ihre seltsame Krankheit behandeln zu lassen, eine Art Wahnsinn. Jan zufolge war es nichts Gefährliches, nur etwas lästig. Die Gutsherrin war sehr mager, fast durchsichtig, ihre Haut war so hell, dass man dachte, die Sonne könnte sie verbrennen und austrocknen. Wenn sie mir die Anweisungen für den Tag oder die Woche erteilte, packte sie mich manchmal an der Schulter oder am Arm, damit ich ihr aufmerksam zuhörte. Es überraschte mich immer wieder, wie fest Frau Feldmann zupackte und welche Kraft sich in dieser zerbrechlichen Frau verbarg. Mehr als einmal hatte es mehrere Tage gedauert, bis die violetten Abdrücke, die ihre Finger auf meinem Unterarm hinterlassen hatten, wieder verblasst waren. Sie befahl nicht, sie säuselte ihre Forderungen so leise, dass ich mich zu ihr neigen musste, um ihre Worte zu verstehen. Jedes Mal, wenn ich mit ihr sprach, hatte ich das Gefühl, in eine Verschwörung verstrickt zu sein. Nur in Ausnahmefällen sah man sie im Freien und dann auch nur auf dem Hof. Als hätte sie Angst vor dem Tageslicht, vor der Sonne, vor den Menschen. Man erzählt sich hier, dass sie aus Wien stammte. Jedenfalls war sie nicht für das Landleben geschaffen. Wenn sie erschöpft war und im Dämmerlicht des großen Wohnraums mit den kleinen Fenstern auf einem Sessel saß, sprach sie in einem sehr sanften Deutsch mit sich selbst und lächelte dabei. Von Zeit zu Zeit summte sie vor dem Einschlafen Kinderlieder in einer unverständlichen Sprache, die ein wenig dem Deutschen ähnelte.

Die Schatten wurden länger, es war die beste Zeit des Tages, die Luft wurde endlich kühler. Der Bach war fast ausgetrocknet, weil es wochenlang nicht geregnet hatte, man musste die Tiere weiter flussaufwärts treiben. Morgens standen wir vor Tagesanbruch auf, abends kamen wir erst bei Einbruch der Dunkelheit zurück.

An diesem Tag kehrten wir später als üblich zurück. Die Hufe klapperten im Hof: »Hü, hü, hü!« Ich gab den Kühen einen Klaps auf den Hintern, bevor sie durch das Tor gingen. Ich würde sie die ganze Nacht von meiner Kammer aus hören, die auf den Stall hinausgeht, und am nächsten Morgen würde ich sie wiedersehen. In diesem Jahr wurde das Heu knapp, weil es so lange trocken war. Wenn es vor Ende Juni nicht noch regnen und das Gras wachsen würde, stünde uns ein sehr schlimmer Winter bevor. Das wenige Futter, das noch vom Vorjahr übrig war, lag in der Scheune auf der anderen Seite der Weizenfelder. Der Gutsherr machte sich Sorgen.

Dennoch wurde am Abend gefeiert. Der ganze Hof war hell erleuchtet, alle eilten geschäftig hin und her. Die Köchin war seit zwei Tagen mit den Vorbereitungen befasst. Die Koffer der Studenten standen mitten auf dem Hof, noch genau dort, wo der Bahnhofschauffeur sie abgeladen hatte. Dieser Kerl, der immer mit der Zigarette im Maul vor dem Bahnhof herumlungerte, war nicht besonders gewissenhaft. Er war noch nicht ganz trocken hinter den Ohren, hielt sich jedoch für einen großen Herren, weil er seinen eigenen Wagen fuhr. Im Übrigen verlangte er, dass man ihn Herrn Stanislas nannte statt einfach Stan. Er behauptete, das mache einen seriöseren Eindruck auf die Kunden.

Auch daher zog ich es vor, den Bus zu nehmen. Zwischen meinem Dorf und dem, in dem ich arbeitete, lagen etwa vierzig Kilometer. Die Straße war schmal und kurvenreich und folgte mal in größerer, mal in geringerer Entfernung der Grenze zu Österreich.

Unter der Woche gab es eine direkte Verbindung zwischen den beiden Ortschaften. Am Sonntag musste man ungefähr auf halber Strecke am Bahnhof in der Stadt umsteigen. Dort musste ich eine Stunde auf den nächsten Bus warten, und so bot mir Stan jedes Mal an, mich zum Hof zu fahren. Ich lehnte meist ab, denn eine Busfahrt ist viel billiger. Stan oder besser Herr Stanislas sagte, er würde mich umsonst fahren, aber ich wollte nicht in seiner Schuld stehen. Obwohl es mir schon gefallen hätte, mich im Auto chauffieren zu lassen.

Am Abend vor dem Fest mussten die Koffer der Studenten in den ersten Stock gebracht werden. Da Jan den Brunnen noch nicht fertig geschrubbt hatte, erledigte ich das. Mit seinem lädierten Bein hätte er sowieso schlecht Gepäck schleppen können. Die Treppe, die zu den Zimmern führte, war zu eng und zu steil. Jan wurde zwar bei Kriegsbeginn verwundet, aber das machte ihn noch lange nicht zum Helden. Tatsächlich hatte nämlich der Feldhüter Marek auf ihn geschossen, als er gerade im Jagdrevier des Schlosses wilderte. Ein dummer Unfall. Das Schloss wurde immer noch vom selben Kerl bewacht und stand inzwischen leer. Es war in Staatsbesitz übergegangen. Wahrscheinlich lagerte die Genossenschaft dort das Stroh und die Ernte. Es wurde sofort nach dem Krieg verstaatlicht, infolge der Präsidenten-Dekrete von 1945. Diese berühmten 145 Dekrete, die Edvard Beneš erließ, der im Dezember 1943 einen Verbrüderungsvertrag mit Josef Stalin geschlossen hatte, regelten die Verstaatlichung der Minen, der Banken und der großen Industriebetriebe mit über fünfhundert Beschäftigten. Am Ende haben die Beneš-Dekrete auch den reichen deutschen Grafen, den Schlossherrn, und seine Familie – und am Ende alle Deutschen – vom tschechoslowakischen Territorium vertrieben. Ihre Pässe wurden annulliert. Der Graf hatte sich ohnehin nur selten auf dem Schloss blicken lassen, wie es scheint. Der Hof dagegen, auf dem ich arbeitete, war, auch wenn

er der größte in diesem Dorf war, doch zu klein, um verstaatlicht zu werden; der Gutsherr blieb also Tscheche, auch wenn er einen deutschen Namen hatte: Feldmann

Es war Jan, der mir das alles erzählte. Er wurde hier geboren, wuchs hier auf und wusste eine Menge über die Leute und die Gegend. Wegen des Gewehrschusses und der Verletzung war er nicht wütend. Immerhin konnte er dadurch eine Rente als Kriegsheld beziehen, sodass er sich sogar mit dem Feldhüter, der ihn angeschossen hatte, anfreundete. Außerdem zahlte ihn Feldmann für das wenige, was er tat, sehr gut. Er war nicht faul, das nicht, er nutzte seine Energie, um die ganze Nacht im Dorf zu trinken oder am Samstagabend zu tanzen. Aber keiner verstand es so gut wie er, sich vor der Arbeit zu drücken.

Um bei der Wahrheit zu bleiben: Jan ging nur an zwei Abenden in der Woche aus, um die anderen zu treffen und an den politischen Versammlungen im Gemeindehaus teilzunehmen – eine sehr hochtrabende Bezeichnung für das große Hinterzimmer des Gasthofs. Seitdem man an der Rückseite des Gebäudes eine weitere Tür geöffnet hatte, kamen alle auf ihre Kosten. Inzwischen nahmen auch die Frauen, die früher nur an Feiertagen und zu anderen Ausnahmefällen wie Taufen, Hochzeiten und Beerdigungen den Gasthof betraten, an den Versammlungen teil, und manchmal tranken sie zur großen Freude des Wirts eine Limonade. Die Männer, die zuerst Vorbehalte dagegen hatten, dass die Frauen ins Gasthaus gingen, waren bald glücklich darüber. Das ersparte ihnen die Auseinandersetzungen nach der Heimkehr, zumal die Frauen bald auch Geschmack am Bier und am Schnaps fanden. Was für ein seltsamer Frieden im Dorf herrschte, seitdem diese Versammlungen begonnen hatten ...

Fast alle schwärmten davon, wie herzlich und gesellig es dort zuginge. Für mich hingegen waren die gefühlvollsten Versammlungen, an denen man teilnehmen konnte, Beerdigungen. Seit

dem Kriegsende waren sie noch anheimelnder und schöner geworden. Während des Krieges sind zu viele Menschen fern von daheim einsam gestorben.

Zu Beginn strömten noch die Tränen der Trauer über die Gesichter, die Taschentücher füllten sich laut und ungeniert. Bei Begräbnissen schnäuzt man sich ganz unbekümmert, um dem Verstorbenen seinen Respekt zu erweisen. Am Ende des Abends waren die Tränen, sofern sie flossen, Tränen des Lachens oder der Erleichterung. Jeder freute sich, dass er noch nicht an der Reihe war, amüsierte sich ausgelassen und wollte einen schönen Abend verbringen, indem er den Toten ehrte, das Leben feierte und hoffte, eines Tages eine ebenso schöne Beerdigung zu bekommen.

Eine der schönsten Beerdigungen der letzten Jahre war die von Aloïs, dem Mann meiner Mutter. Ein echtes Fest. Umso mehr, als er mit ihr die einzige Kneipe in unserer kleinen Ortschaft führte. Also kamen an diesem Tag nahezu alle Dorfbewohner. Man muss dazu sagen, dass Aloïs gleich im ersten Herbst nach dem Krieg starb, an einem der ersten Jagdtage. Damals waren die Männer völlig aus dem Häuschen, weil sie ihre Waffen aus den Verstecken holen und wieder in den Wäldern Hirsche schießen konnten.

Man hatte befürchtet, dass die ersten Jagden als Vorwand genutzt werden könnten, um alte Rechnungen aus vergangenen Jahren zu begleichen, man war auf verirrte und tödliche Schüsse gefasst. Doch der einzige Tote in diesem Herbst war Aloïs, der vor seinem Haus nach einer Mahlzeit starb, die so opulent war, wie man es schon lange nicht mehr erlebt hatte. Der Gasthof platzte aus allen Nähten, das ganze Dorf drängte sich dort zusammen, um das erste Wildgulasch der Saison zu verspeisen. Meine Mutter hatte es am Vortag zubereitet und dreimal aufgewärmt. Wie jeder weiß, schmeckt Gulasch am besten, wenn man

es aufgewärmt hat. Das Bier floss in Strömen, man hatte zwei Mädchen zusätzlich als Bedienungen einstellen müssen.

An diesem Tag durften keine Hunde den Gastraum betreten, eine Anweisung meiner Mutter, damit sie ihr beim Servieren nicht in die Quere kamen. Die Kinder, die kreuz und quer herumliefen, störten sie nicht, ganz im Gegenteil. Aber Hunde zwischen den Beinen, wenn man mehrere Teller mit Gulasch trägt, das kann gefährlich werden. Ein paar Männer maulten wie üblich. Aber in der Kneipe schrieb meine Mutter Aloïs die Regeln vor, der sie wiederum mit eiserner Hand den anderen Männern aufzwang.

Am Ende der Mahlzeit wurden die Hunde draußen unruhig und bellten. Irgendwo stritten Männer lautstark, es roch nach einer Rauferei.

Aloïs ging hinaus. Er hatte reichlich gegessen und eine Menge Bier getrunken, seine Haut war rot-violett, die kleinen Adern an seinen ergrauenden Schläfen pochten heftig. An der Türschwelle taumelte er und lehnte sich einen Augenblick an die Mauer, dann ging er auf die Hunde zu. Plötzlich stieß er einen wilden Schrei aus, alle Gäste und sogar die Hunde verstummten, und dann brach Aloïs genau über seinem Dackel, auf den er so stolz war, auch weil er eine sehr gute Nase für Kaninchen hatte, tot zusammen. Der Dackel, der Schlingel hieß, war nicht darauf gefasst gewesen. Aloïs' Körper erschlug ihn auf der Stelle. Dieses unglaubliche Paar, der riesenhafte Mann und sein kurzbeiniger Dackel, war eine Berühmtheit im Dorf. Man sah nie einen ohne den anderen. Zusammen gestorben an einem so schönen Tag: Ihr Nachruhm war garantiert.

Die Beerdigung war grandios. Aloïs war der Erste, der nach Kriegsende starb, wie es sich gehörte, zu Hause, umgeben von den Seinen. Nicht jeder hatte ihn unbedingt gemocht, aber am Tag seines Todes und noch mehr am Tag seiner Beerdigung

beneideten ihn alle. Sogar das Bürgermeisteramt hatte ein Sonderkomitee mit einer roten Fahne gesandt, um ihm auf seiner letzten Reise das Geleit zu geben. Meine Mutter wollte nichts davon wissen. Die Mitglieder des Komitees mit dem zweiten Sekretär an der Spitze waren darüber empört, sie wollten in die Regionalzeitung kommen. Meine Mutter antwortete, dass der Tod keine politische Manifestation sei, sondern eine Manifestation des Lebens.

Es war auch ein großer Tag für meine Mutter. Mit einundvierzig Jahren wurde die Frau, die aus der Fremde gekommen war, Witwe, unabhängig und respektiert.

Meine Mutter hat ein schönes Gesicht: ebenmäßig, irgendwie harmonisch und stimmig. Wenn sie unzufrieden oder besorgt ist, dann bildet eine ziemlich tiefe Falte ein Dreieck zwischen ihren Augenbrauen, die ihrem Gesicht einen Ernst verleiht, der keinen Widerspruch duldet. Meine Mutter ist ziemlich groß gewachsen, meist wenden sich ihr alle Köpfe zu, sie aber dreht sich nie nach jemandem um. Mit ihrer geraden und stolzen Haltung hätte man sie für hochmütig gehalten, wenn ihre Hände nicht so lebensspendend gewesen wären. In allen Dörfern in der Umgebung rief man irgendwann nach ihr. Ob die Wehen gut oder schlecht verliefen, wenn eine Frau niederkam, dann holte man Marie, meine Mutter.

Eines Tages lud Jan mich ein, mit ihm auszugehen. Ganz förmlich. Seit Monaten versuchte er mich zu überreden, ihn zu einer dieser Versammlungen im Hinterzimmer des Gasthofs zu begleiten. Bisher hatte ich immer abgelehnt, aus Angst, dass man unweigerlich über uns klatschen würde.

Dieses Mal aber hatte er nicht lockergelassen, und es wurde für mich immer schwieriger, seine Einladung auszuschlagen. Der Abend lag ihm besonders am Herzen, seit Tagen sprach er über

nichts anderes. Ängstlich und ungeduldig zugleich bereitete er sich darauf vor.

Einerseits fand ich es angenehm, dass ein Mann mich aufforderte, mit ihm auszugehen. Andererseits reizte es mich nur wenig, einen Abend im Gasthaus zu verbringen. Ich wusste nicht, ob ich dem Gutsherrn von diesem Abend erzählen sollte; am Ende willigte ich ein, ohne es ihm gegenüber zu erwähnen.

Jan war Feuer und Flamme für die Politik. Jeden freien Moment vertiefte er sich in die Zeitungslektüre, er genoss es, die Artikel für mich zusammenzufassen und zu kommentieren, denn er wusste, dass ich keine Zeit hatte, sie selbst zu lesen. Wir sahen uns fast jeden Abend. Häufig kam er heimlich, aber ohne jeden Hintergedanken, in mein Zimmer, las mir aus den Büchern vor, die er sich in der Bibliothek in der Stadt ausgeliehen hatte, wohin er einmal in der Woche mit unserem Dienstherrn fuhr. Mein Zimmer befand sich auf dem Dachboden, direkt über dem Schlafzimmer der Herrschaft. Bevor ich mich schlafen legte, nähte ich meistens noch. Hemden oder sonst etwas zum Flicken gab es immer. Manchmal betraute mich die Gutsherrin mit einer Stickarbeit, dann durfte ich das Licht länger brennen lassen. Jan schrieb auch Reden für die Versammlungen und übte sie ein, indem er sie vor mir hielt. Er musste leise sprechen, um die Herrschaft nicht aufzuwecken, und zugleich doch auch schon die Eindringlichkeit des Ernstfalls proben.

Er kniete sich hin. Für einen sicheren Halt musste er die Knie wegen seines verwundeten Beins etwas auseinanderstellen. Ich saß auf dem niedrigen Lehnstuhl, stickte und hörte zu. Er deklamierte mit aller Inbrunst und dennoch leise. Bei den Passagen, die er für wirklich wichtig hielt, machte er nur Mundbewegungen: kein Laut, nichts, nur seine Lippen, die sich bewegten, seine Augen, die wild entschlossen und leidenschaftlich blickten. Er



unterstrich seine Worte durch weit ausholende, dramatische Gesten. Ich fand ihn sehr überzeugend.

Jan hegte große Hoffnungen für die Zukunft. Er dachte, dass der Krieg eine Chance für uns geschaffen hätte. Weil wir jetzt alles wiederaufbauen mussten, könnten wir etwas Neues gestalten.

Letztes Jahr, im Mai 1946, war er enttäuscht gewesen, weil ich noch nicht wählen durfte, dazu muss man einundzwanzig sein. Ich hätte ohnehin nicht gewusst, wem ich meine Stimme hätte geben sollen, aber das verriet ich ihm nicht. Seine Partei, die kommunistische KSČ, hatte einunddreißig Prozent der Stimmen erlangt, die slowakischen Kommunisten dazu auch noch mal sieben Prozent. Klement Gottwald wurde Ministerpräsident; legitimiert durch die Stimme des Volkes, konnte er seine erste Regierung einsetzen, in der neben den Kommunisten noch ein paar Sozialisten, Leute aus der Volkspartei und zwei Parteilose saßen. Jan fühlte sich wie im siebten Himmel. Er sagte, dies sei erst der Anfang.

Auch wenn ich meist anderer Meinung als Jan war, musste ich mir eingestehen, dass Jans Optimismus ansteckend sein konnte. Er war immer bester Laune, wenn er von Menschen umgeben war: Da wurde geredet, gestritten und gelacht, es brodelte nur so. Feldmann sah dieses Treiben nicht gern, sagte aber nichts dazu.

Am Versammlungsabend erstrahlte der Gemeindesaal in voller Festbeleuchtung. Draußen parkten viele Autos, auch aus der Stadt waren Männer und Frauen gekommen. Jan beschleunigte seine Schritte und forderte mich auf, es ihm gleichzutun. Ich folgte ihm zögernd, denn ich war es nicht gewohnt, mich in solchen Menschenmengen zu bewegen, meine Beine wurden ganz von allein langsamer. Jan ließ mir keine Zeit zum Nachdenken oder Zweifeln. Aus dem Saal drang lautes Stimmengewirr, wie von einem Schwarm verirrter und gereizter Bienen. Im Näher-

kommen konnte man die Stimmen unterscheiden, man hörte Freudenausbrüche und lautstarke Begrüßungen; die Menschen umarmten sich, klopfen sich wechselseitig auf den Rücken, schüttelten einander die Hände. Nie zuvor war der Gemeindesaal so zum Bersten voll und die Menge so aufgeregter gewesen. Die Dorfbewohner drängten sich auf den Stühlen vor einer provisorischen Bühne, die man aus ein paar Brettern auf Ziegelsteinen errichtet hatte. Jan forderte mich auf, Platz zu nehmen und ihm dann zuzusehen und zuzuhören. Er selbst stieg nach einigen weiteren Begrüßungen auf die Bühne.

Er gehörte also zu den wichtigen Leuten. Mit einem Mal freute ich mich für ihn und fühlte mich geschmeichelt von seiner Einladung.

Lange Ovationen.

Rede.

Applaus.

Rede.

Applaus.

Noch eine Rede. Dann wurden die Zwischenrufe lauter, die Diskussion wurde immer wieder durch Klatschen unterbrochen. Stille, eine weitere Rede, wieder Beifall.

Sie hörten nicht auf, zu reden und zu klatschen. Diese Versammlung war ein großer Erfolg, das bewiesen die Beifallsstürme. Die Stimmen der Redner trugen weit, bestimmt bis ans hinterste Ende des Saals. Es waren optimistische Botschaften über das Teilen; ja, über das Teilen von Ländereien und Besitztümern, über die wirtschaftlichen Perspektiven, über unsere Zukunft, wie wir es schaffen würden, alle zusammenschweißend durch dieses einzige und einzigartige Ziel: gemeinsam, glücklich und in Harmonie leben. Die Männer auf der Bühne versprachen uns Frieden.

Jawohl, die Zeiten ändern sich, kein Krieg mehr, keine Kämpfe

mehr außer dem einen – den jeder von uns akzeptiert und an jedem Tag seines Lebens führt – der, aus dem wir siegreich hervorgehen müssen: Wir müssen den Kapitalismus und die Kapitalisten besiegen, um diese neue Gesellschaft aufzubauen, die so großartig zu sein scheint.

An diesem Abend hörte ich Jan zum ersten Mal aus voller Kehle deklamieren. Er hatte eine schöne, kräftige und klangvolle Stimme. Die Stimme eines Mannes, der seiner selbst sicher ist, der weiß, was er sagt, oder jedenfalls daran glaubt. Er machte die Gesten, die er tausend Mal auf Knien in meinem Zimmer eingeübt hatte. Hier, mitten im Geschrei des Saals, gewann das alles eine andere Bedeutung. Jan war schön und redete gut. Er kam hervorragend an.

In dem überfüllten Gemeindesaal bildete die Menge eine Masse, deren Leben das meine zu ersticken drohte. Die Leute klatschten, ich klatschte, die Leute schrien »Ja« oder »Nein«, ich schrie »Ja« oder »Nein« mit ihnen, ohne zu wissen, warum. Es war, als stünde ich neben mir, erst war das angenehm, dann beängstigend. Bald übermannte mich die Erschöpfung, ich schaffte es nicht mehr zuzuhören, geschweige denn zu verstehen, was gesagt wurde.

Am Ende konnte ich mich nicht mehr für Jan freuen. Ich musste hinaus, allein sein, frische Luft für mich allein schnappen. Drinnen war es so heiß, dass ich das Gefühl hatte, die Luft stünde. Sie ging direkt von einer Person zur nächsten über und wurde mit jedem Schrei der überreizten Menge noch heißer und noch sauerstoffärmer.

In meinem Kopf drehte es sich. Ich wollte hinausgehen und draußen auf ihn warten. Ich merkte sehr wohl, dass ich von Männern beobachtet wurde und dass Frauen über mich sprachen, während ich mir einen Weg zur Tür bahnte, hinaus, in die frische Luft.

UNVERKÄUFLICHE LESEPROBE

Lenka Hornakova-Civade**Das weiße Feld**

Roman

DEUTSCHE ERSTAUSGABE

Gebundenes Buch mit Schutzumschlag, 272 Seiten, 13,5 x 21,5 cm  
ISBN: 978-3-89667-582-8Blessing

Erscheinungstermin: September 2017

"Eine raffiniert gewobene Familiensaga" (Libération) - ausgezeichnet mit dem Prix Renaudot des Lycéens 2016.

Sie heißen Magdalena, Libusa und Eva und teilen dasselbe Schicksal: Sie wachsen jeweils ohne ihren leiblichen Vater auf. Aber statt an diesem Schicksal, das in den Augen ihrer Umgebung ein regelrechter Makel ist, zu zerbrechen, entwickeln sie jede auf ihre Art einen unbändigen Freiheitswillen: Magdalena, die mit ihrer Mutter Marie aus dem braun gewordenen Wien flieht. Libusa, die mit ihrer Neugierde auf die Außenseiter der uniformierten Gesellschaft ihre Umgebung in Atem hält. Und Eva, die als Linkshänderin pädagogische Umerziehungsprogramme sabotiert und von fernen Ländern träumt. Alle drei eint die Zuneigung zu ihrer ebenso mürrisch-verschlossenen wie unbeirrbar selbstbewussten, beinahe überlebensgroßen Großmutter "Maman Maire", die sich als Hebamme im Dorf unentbehrlich zu machen verstand.

In einem Panoptikum unvergesslicher Charaktere - auf männlicher Seite: ein großwahn sinniger Apparatschik, ein dichtender Tagträumer, ein patriarchalisch-humaner Bauer – entfaltet sich eine Familiengeschichte, deren großes Geheimnis erst auf den letzten Seiten seine Auflösung findet.

**Der Titel im Katalog**